

Agota Lavoyer stellt viele Fragen in ihrem Buch. Zum Beispiel diese: «Muss man immer fragen, bevor man jemanden fotografiert?»

«Täter suchen den Schutz des Schweigens»

Sexuelle Gewalt gegen Minderjährige gehört zum Schlimmsten, was man sich vorstellen kann. Die Opferberaterin Agota Lavoyer findet: Eltern müssen darüber reden – mit ihren Kindern, sagt sie im Gespräch mit Robin Schwarzenbach

Agota Lavoyer schont ihre Leser nicht. In ihrem Buch «Ist das okay?» über sexuelle Gewalt gegen Kinder zitiert die Berner Expertin für Opferberatung gleich zu Beginn eine Frau, die als Kind missbraucht wurde und dazu jahrelang geschwiegen hat: «Ich habe darüber nachgedacht, was es gebraucht hätte, damit ich mich meiner Mutter anvertraut hätte. Wohl am wichtigsten wäre gewesen, wenn mir jemand gesagt hätte, dass es falsch ist, wenn mich jemand berührt, wie es mein Onkel getan hat.» Schweigen ist typisch in solchen Fällen. Ungefähr 50 Prozent der minderjährigen Missbrauchsfälle erzählen niemandem von ihren schrecklichen Erlebnissen. Weil sie die Taten nicht einschätzen können. Weil sie manipuliert wurden von den Tätern. Weil sie Angst haben, dass ihnen niemand glaubt oder dass man mit ihnen schimpft.

Lavoyers Buch will das ändern: mit Illustrationen, kindgerechter Sprache und vielen Fragen, die Eltern und Kinder ab 6 Jahren miteinander ins Gespräch bringen sollen: «Darf dich eine erwachsene Person auffordern, auf ihrem Schoss zu sitzen?» – «Gibt es Erwachsene, die nie mit einem Kind duschen sollten?» – «Wer darf dich trösten und wer nicht?» Ein einfacher Zugang zu einem schwierigen Thema.

Die allermeisten Täter sind keine Fremden, sondern Vertrauenspersonen: Verwandte, Bekannte der Eltern, Lehrer, Kursleiter. Laut einer deutschen Studie hat etwa jeder siebte Erwachsene als Kind oder Jugendlicher sexuelle Gewalt erlitten. Dieser Wert berücksichtigt auch die Dunkelziffer der nicht gemeldeten Fälle. Frauen sind stärker betroffen als Männer.

Das macht vielen Eltern Angst. Wegschauen indes hilft nicht. Die Gesellschaft sollte hinschauen, fin-

det Lavoyer. Denn: Nichts schreckt Pädokriminelle mehr ab, als wenn über Grenzverletzungen und sexuelle Übergriffe offen gesprochen wird. Gerade in der Familie.

Frau Lavoyer, wie alt sind Ihre Kinder? Zwischen fünf und elf.

Sprechen Sie mit ihnen über das, was Erwachsene als sexualisierte oder sexuelle Gewalt bezeichnen?

Ja, mit allen. Auch mit der Kleinsten.

Wie machen Sie das?

Mit allen unterschiedlich, je nach Situation. Die Zehnjährige kam letztthin mit einem «20 Minuten»-Artikel nach Hause, in dem stand, dass bereits Kinder pädokriminelle Videos verschickten. Also haben wir darüber gesprochen.

Sie plädieren dafür, dass Kinder Genitalien korrekt benennen können und nicht nur verniedlichende Begriffe wie «Pfiifeli» oder «Mumu» verwenden sollten. Warum?

Es sollte ihnen und ihren Eltern nicht peinlich sein, von Penis, Vulva und Vagina zu sprechen, da diese Begriffe nichts Peinliches, sondern normale Körperteile bezeichnen. Mädchen tun sich manchmal besonders schwer damit. Sie sagen «dort unten». Eines hat mir in einer Beratung mal erzählt, dass es am Füßli angefasst worden sei – bis in dem Gespräch klar wurde, dass es die Vulva war. Daraufhin die Eltern zu mir: «Ach wissen Sie, sie ist erst fünf. Das erklären wir ihr später.»

Bei uns zu Hause haben wir «Sisi» gesagt statt Penis, als ich klein war. Wie man den Genitalien von Mädchen sagt, wusste ich lange gar nicht. Ist diese Hürde heute noch verbreitet?

Ich glaube, sie ist noch sehr verbreitet. Vulva? Vagina? Was ist der Unter-

schied? Das wissen viele Kinder und auch einige Eltern nicht. Weil es häufig falsch gelehrt wird und weil wir nicht mit diesen Begriffen aufgewachsen sind.

Was ist denn der Unterschied?

Vulva bezeichnet die äusseren Geschlechtsmerkmale der Frau: Venus-hügel, Vulvalippen, den äusseren Teil der Klitoris. Die Vagina ist sozusagen das Rohr, das die Vulva mit der Gebärmutter verbindet.

Wir schämen uns – im Gegensatz zu Kindern. Die interessieren sich sehr für diese Fragen und gehen viel gelassener damit um als Erwachsene.

Ja, das ist eine enorm wertvolle Erfahrung. Es ergeben sich tolle Gespräche zwischen Eltern und Kindern, wenn man sich darauf einlässt. So auch bei der Frage, ob es okay ist, dem Vater oder der Mutter beim Umziehen zuzusehen.

Hatten Sie nie Mühe bei diesen Themen?

Doch, natürlich. Ich hatte mir zum Beispiel fest vorgenommen, mit meinen Kindern rechtzeitig über Pornografie zu sprechen: dass das wenig mit intimer, liebevoller Sexualität zu tun habe. Dass es in Pornos kein Nein gebe und dass diese Filme für Erwachsene gemacht seien, nicht für Jugendliche und schon gar nicht für Kinder. Und dann war der Achtjährige trotzdem schneller. Er hatte seinen ersten Pornofilm bei einem Freund zu Hause gesehen und hat mir dann gleich davon erzählt.

Ihr Buch bringt eine Sprachlosigkeit zum Ausdruck. Viele Eltern wissen immer noch nicht, wie sie mit ihren Kindern über intime körperliche Dinge sprechen sollen. Geschweige denn über Sex.

Ja, und bei Übergriffen und sexualisierter Gewalt wird es dann umso schwieriger. Ich habe schnell gemerkt, dass Zahlen und Fakten allein nicht reichen. Es braucht einen anderen Ansatz. Ich hoffe, dass das Buch Familien hier an der einen oder anderen Stelle an die Hand nimmt. Zum Beispiel beim Thema Küssen oder Küsschen-Geben.

Was kann daran falsch sein?

Es kann schön sein. Aber Küsschen können auch unangenehm sein. Das kennt jedes Kind. Meine Grossmutter hat viel und feucht und schmatzig geküsst. Meine Kinder mochten das nicht. Kinder müssen keine Zärtlichkeiten erdulden, um geliebt zu werden. Und sie sollten keine Küsschen geben müssen, wenn sie das nicht wollen. Das müssen Eltern den Grosseltern oder Tanten klarmachen.

Sie halten Ausdrücke wie «Fick dich!» für eine Form von sexualisierter Gewalt, für einen Nährboden für massivere Taten gar. Sind solche Sprüche nicht eher Teil der kindlichen Realität?

Ja, schon, aber meistens wissen die Kinder gar nicht, was sie da sagen. Sie schnappen es irgendwo auf und merken dann, dass sie damit schockieren können. Es ist wichtig, dass man ihnen klarmacht, was sie da sagen. Dass sie andere damit abwerten. Dass Beschimpfungen wie «du Schwanzlutscher!» homophob sind. Es ist normal geworden, dass Kinder und Jugendliche so sprechen. «Das sagt man nicht!», heisst es dann oft. Aber die verletzende Komponente bleibt unerwähnt. Das finde ich problematisch.

Wie würden Sie Ihren Kindern denn erklären, dass das verletzend ist?

Ganz pragmatisch. Ich sage ihnen, dass «schwul» kein Schimpfwort ist. Dass «Schwanzlutscher» Männer demütigt, die mit Männern Sex haben.

Verstehen das Ihre Kinder, wenn Sie sie darauf hinweisen?

Ich glaube schon. Oder dann verstehen sie es vielleicht beim nächsten Mal. Die Zehnjährige hat aufmerksam zugehört, als ich ihr das vor kurzem gesagt habe. Es war ihr sehr unangenehm. Was sie dann damit machen oder ob solche Ausdrücke untereinander noch «cooler» werden, weiss ich nicht. Mir ist auch bewusst, dass ich gegen die Freundinnen und Kollegen meiner Kinder nicht ankomme. Ich bin auch nur eine Mutter, die manchmal keine Energie und keine Zeit hat und sich daher schwertut, diese Dinge immer wieder zu erklären. Aber

mir ist trotzdem wichtig, dass man solche Beschimpfungen nicht einfach so hinnimmt.

Sexueller Missbrauch in der Kindheit bedeutet oft ein Trauma fürs Leben. Kann man eine derart schlimme Erfahrung überhaupt verarbeiten?

Je näher der Täter oder die Täterin dem Kind stand, desto schwerer die Folgen. Übergriffe durch den Vater oder die Mutter verletzen wahrscheinlich mehr als durch eine fremde Person. Und je resilienter jemand ist, je mehr Unterstützung jemand bekommt, desto eher ist man in der Lage, einen sexuellen Übergriff zu verarbeiten. Hier spielt die Schwere der Tat natürlich auch eine Rolle. Und das Alter der Opfer. Wenn jemand als kleines Kind von einer vertrauten Person, von der man sehr abhängig ist, über eine sehr lange Zeit sexualisierte Gewalt erfährt, dann ist das lebensbestimmend. Das sagen alle Betroffenen.

Zumal Übergriffe aus der Kindheit den Opfern häufig erst später bewusst werden. Das ist leider so. Viele machen die Erfahrung, dass ihnen nicht geglaubt wurde. Sie wurden von ihren Familien geschnitten, statt dass die Tatperson geschnitten wurde. Manchmal realisieren sie erst mit den eigenen sexuellen Erfahrungen als Jugendliche, dass sie damals missbraucht wurden. Und dass ihnen niemand gesagt hat, dass zum Beispiel ein Onkel so etwas nicht machen darf mit einem Kind.

Werden Hilferufe von Kindern nicht gehört?

Das kommt vor, ja. Eine Mutter hat mir Jahre später erzählt, dass ihre Tochter ihr einmal gesagt habe, ihr neuer Partner habe sie angefasst. Daraufhin die Mutter: «Wenn du so etwas noch einmal sagst, chlopft's!» Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Das höre ich oft.

Was geschah mit diesem Mann?

Er wurde verurteilt. Aber die Frau hielt trotzdem zu ihm, für eine Weile.

Was können Sie und Ihre Berufskollegen tun in solchen Fällen?

Beraten, beruhigen, zuhören, Optionen aufzeigen. Eltern oder Lehrpersonen sind oft überfordert, wenn Kinder etwas erzählen, was auf einen Missbrauch durch Erwachsene hindeuten könnte.

Es könnte sich aber auch als falsche Unterstellung erweisen.

Ja, aber es kommt sehr selten vor, dass Kinder sexuelle Übergriffe erfinden. Man sollte weder bagatellisieren noch dramatisieren. Bei diffusen Verdachtsfällen wird es schwierig.

Diffuse Verdachtsfälle?

Ja, wenn Kinder unklare Aussagen machen. Zum Beispiel, wenn sie in der Schule erzählen: «Mein Papa hat einen grossen Penis.» Da läuten bei manchen bereits die Alarmlampen. Oder konkreter: «Beim Papa kommt was Weisses raus, wenn er aufs WC geht.» Da kann man sich schon fragen...

Was kann man sich fragen?

Hat das Kind sexualisierte Gewalt erfahren, indem der Vater absichtlich vor ihm onaniert hat? Oder hat sich der Vater befriedigt und vielleicht gar nicht mitbekommen, dass ihm das Kind dabei zuschaut? Vielleicht erwähnt das Kind es nur einmal und denkt sich nichts weiter dabei. Das gibt es immer wieder.

Was wäre in einem solchen Fall zu tun?

Die Aussage ernst nehmen, aufmerksam bleiben. Da sein für das Kind, sollte es ein weiteres Mal davon erzählen. Kinder sollten wissen, dass sie auch solche Dinge erzählen können. Dass man ihnen zuhört und dass man sie ernst nimmt.

Sie raten dringend davon ab, einen mutmasslichen Täter direkt zu konfrontieren. Warum?

Weil man der Wahrheit so keinen Schritt näher kommt. Er oder sie wird sowieso verneinen, etwas Schlimmes getan zu haben – egal, ob die Vorwürfe zutreffen oder nicht. Wenn sie zutreffen, hat man die Tatperson vorgewarnt. Das ist kontraproduktiv, zumal der- oder diejenige das Opfer nun erst recht unter Druck setzen könnte, um es zum Schweigen zu bringen. Der Täter könnte auch Beweismaterial vernichten wie Fotos oder Videos.

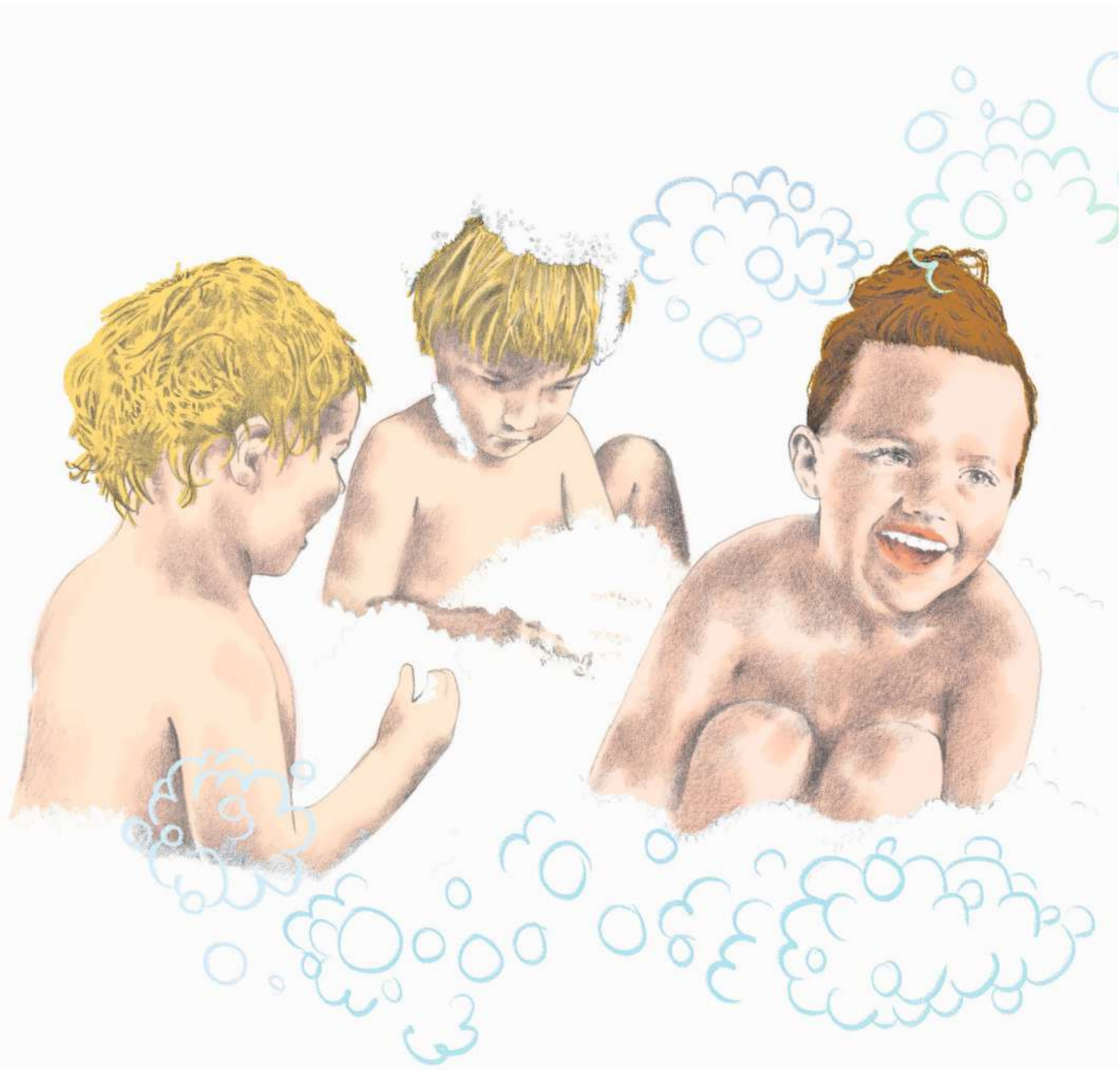


Agota Lavoyer
Expertin
für Opferberatung

«Mein Papa hat einen grossen Penis»: Wenn Kinder so etwas erzählen, läuten bei manchen bereits die Alarmlampen.»

Eine weitere Frage aus dem Buch: «Findest du es okay, wenn eine erwachsene Person mit einem Kind duscht?»

ILLUSTRATIONEN ANNA-LINA BALKE / MABUSE-VERLAG



Was sollte man stattdessen tun?

Sich beraten lassen von einer Fachperson. Den Fall genau schildern. Nichts überstürzen. Man kann beim eigenen Kind auch nachfragen. Das wagen viele Eltern nicht. Aber es hilft bei der Einschätzung, ob ein Verdacht allenfalls gerechtfertigt ist oder nicht.

Und bei tatsächlichen Fällen sexueller Gewalt?

Hier stellen sich viele Fragen. Ob Anzeige erstattet werden soll, ist Sache der Eltern – beziehungsweise der Mutter, falls der Vater der mutmassliche Täter ist. Es wäre zwar wünschenswert, dass mehr Fälle gemeldet würden. Aber die Wahrscheinlichkeit einer Verurteilung ist ziemlich klein. Viele Taten sind schwierig zu beweisen. Oft haben Eltern viel stärker das Bedürfnis, Anzeige zu erstatten, als die betroffenen Jugendlichen selbst.

Weil sie «etwas tun» wollen gegen das Unrecht, das ihren Kindern widerfahren ist – das sie nicht verhindern konnten?

Ja, und das sie lange nicht mitbekommen haben. Das ist typisch: Sie wussten zwar, dass es dem Sohn oder der Tochter schlecht ging. Warum wohl? Wird das Kind gemobbt? Gab es eine schlechte Note in der Schule; Streit mit dem besten Freund, der besten Freundin? Man kann sich vieles vorstellen – nur nicht, dass das eigene Kind womöglich sexualisierte Gewalt erfahren hat.

Man soll sich das Schlimmste ausmalen?

Man muss die Option mitdenken, ja. So abwegig ist das nicht, wenn man die Zahlen anschaut. Jedes siebte Kind ist von sexualisierter Gewalt betroffen, also zwei bis drei pro Klasse.

Umso mehr könnten Eltern versucht sein, ihr «Versagen» zu kompensieren und erst recht gegen den Täter vorzugehen.

Ja, sie sagen sich: «Es kann doch nicht sein, dass man damit ungestraft davonkommt!» Und ihre Kinder sagen oft: «Ich kann nicht, ich will keinen Prozess.» Aus welchen Gründen auch immer. Das muss man respektieren und auch klar trennen voneinander: Die Opfer haben genug aufzuarbeiten. Mit den Schuldgefühlen der Eltern sollte man sie nicht auch noch belasten.

Und wenn Eltern dennoch Anzeige einreichen wollen?

Befragungen in einem Strafverfahren können sehr belastend sein. Bis entschieden wird, ob ein Fall überhaupt vor Gericht kommt, dauert es länger als ein Jahr. Das heisst, das Thema ist immer da. Kinder werden maximal zweimal befragt, dazwischen liegen Monate. Bei der zweiten Einvernahme darf auch die Gegenseite Fragen stellen. Nach so einer langen Zeit noch einmal genau dieselben Aussagen machen, damit sie juristisch verwertbar werden? Gerade für kleinere Kinder ist das enorm schwierig.

Was raten Sie?

Man sollte sich nicht leichtfertig für oder gegen eine Anzeige entscheiden. Eltern sollten sich mit ihren Kindern darauf einstellen, dass das Verfahren womöglich eingestellt wird. Aber – und das ist wahrscheinlich der wichtigste Punkt überhaupt – das bedeutet nicht, dass man dem Kind nicht geglaubt hat. Das heisst nicht, dass es nicht schlimm war. Es heisst nur: Man konnte es nicht beweisen. Das müssen Eltern ihren Kindern im Vorhinein klarmachen.

Was spricht für ein Strafverfahren?

Da gibt es schon Argumente. Zum Beispiel, wenn andere ebenfalls gefährdet sind, weil Täter oder Täterin mit Kindern arbeiten. Vielen Betroffenen ist es wichtig, hinzustehen und der Tatperson

sagen zu können: «Du hast das damals mit mir gemacht. Ich konnte nichts dagegen tun, aber jetzt kann ich mich wehren.» Das nennt man Selbstwirksamkeit, das kann auch therapeutisch einen Effekt haben.

Sexualstraftaten gegen Kinder gehören zu den perfidesten Verbrechen überhaupt. Was kann die Gesellschaft dagegen unternehmen?

Wir können solche Taten nicht verhindern. Aber es hilft, die Strategien potenzieller Täter zu kennen. Vernachlässigte Kinder geraten eher ins Visier: Die Eltern sind froh, wenn sich jemand um sie kümmert, ihnen Nachhilfeunterricht gibt, einen vertrauenswürdigen Eindruck macht, und schöpfen daher erst recht keinen Verdacht. Familien, in denen Sexualität tabuisiert wird, ziehen Täter ebenfalls an. Sie suchen den Schutz des Schweigens. Ein Umfeld hingegen, das über sexualisierte Gewalt gegen Kinder spricht, schreckt ab. Das Schlimmste für diese Menschen ist, erwischt zu werden.

Wer spricht denn darüber? Bei einer Lesung von Ihnen in Köniz im Januar waren fast ausschliesslich Frauen im Publikum.

Ja, und ich finde: Das geht einfach nicht! Ich rede ständig nur mit Frauen über dieses Thema, auch an anderen Veranstaltungen. Mütter sind auch bei diesem schwierigen Teil der Kindererziehung viel präsenter als Väter. Frauen engagieren sich, schauen hin. Aber wo sind die Männer?

Agota Lavoyer, Anna-Lina Balke: Ist das okay? Ein Kinderfachbuch zur Prävention von sexualisierter Gewalt. Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2022. 73 S., Fr. 36.90.

Am 17. März findet eine Lesung mit Agota Lavoyer in Zürich statt: Lernmedien-Shop, Lagerstrasse 14, ab 19 Uhr.